

Sarah
Dessen

JUST LISTEN

Roman

dtv
pocket

Kapitel 2

»Sophie!«

Endlich klingelte es zur Mittagspause, was bedeutete, dass dieser Tag, also der erste Schultag nach den Ferien, wenigstens zur Hälfte vorüber war. Auf dem Flur um mich herum knubbelte es sich, es herrschte ein unbeschreiblicher Lärm, Spindtüren wurden scheppernd zugeknallt, aus der Lautsprecheranlage ertönten jede Menge Ankündigungen. Dennoch hörte ich Emily Shusters Stimme klar und deutlich über den Krach hinweg: »Sophie!«

Ich sah den Flur entlang Richtung Treppe, doch da kam Emily mir auch schon entgegen. Ihr Rotschopf hüpfte zwischen den anderen hindurch, als tanzte sie über Wellen. Kaum einen Meter von mir entfernt schälte sie sich aus der Masse heraus, stand plötzlich vor mir. Unsere Blicke trafen sich, allerdings nur kurz, denn sie ging rasch weiter, auf Sophie zu, die am Ende des Flurs auf sie wartete.

Da ich als Erste mit Emily befreundet gewesen war, hatte ich mich für einen Augenblick der Vorstellung hingegeben, dass sie vielleicht – nur vielleicht – immer noch meine Freundin war. Und mich offensichtlich geirrt. Die Grenzen waren gezogen worden. Und jetzt wusste ich mit Bestimmtheit, dass ich außerhalb stand.

Ich hatte natürlich noch andere Freunde. Leute, die ich

aus meinen verschiedenen Kursen kannte oder von *Lakeview Models*, eine Agentur, für die ich mittlerweile schon seit Jahren jobbte. Trotzdem wurde mir allmählich klar, dass mein freiwilliger Rückzug während der Sommerferien besser funktioniert hatte als gedacht – besser, aber auch anders als beabsichtigt und erhofft. Denn nachdem es passiert war, hatte ich mich erst einmal total aus allem rausgezogen, weil ich das für sicherer hielt, als mir die Vorwürfe der anderen anzuhören oder zu riskieren, dass sie schlecht über mich dachten. Ich war nicht mehr ans Telefon gegangen, und wenn ich Leute, die ich kannte, in der Mall oder im Kino sah, ging ich ihnen aus dem Weg. Weil ich nicht über das sprechen wollte, was geschehen war, hielt ich es für die beste und ungefährlichste Lösung, überhaupt nicht mehr zu reden. Mit dem Ergebnis, dass ich heute Morgen nur eine Reaktion auf mein Erscheinen erlebte: Kühle. Distanziertheit. Egal ob ich die Mädchen begrüßte, die ich kannte oder mich zu Leuten dazustellen, die angeregt schwatzten – jedes Mal blieb mir gar nichts anderes übrig, als mich nach kurzer Zeit mit einer gemurmelten Bemerkung wieder zu entfernen. Damals, im Mai, hatte ich mir nichts sehnlicher gewünscht, als allein zu sein. Dieser Wunsch wurde mir nun erfüllt. Aber so was von.

Dass Sophie und ich mal eine Clique gebildet hatten, half mir auch nicht gerade weiter. Nach dem Motto »mitgehen, mitfangen« war ich automatisch an ihren diversen Vergehen und Verstößen gegen die Schuletikette beteiligt, selbst wenn ich nicht die Wortführerin gewesen war. Ihr unsoziales Verhalten hatte zu manchem Skandal geführt. Kein Wunder also, dass viele unserer Mitschüler nicht eben voller Begeisterung auf mich zustürmten. In den Augen der Mädchen, die Sophie beleidigt, gepiesackt

und ausgegrenzt hatte, geschah es mir gerade recht, dass ich nun einen Schluck von der Medizin verpasst bekam, die ihnen selbst so bitter geschmeckt hatte. Wenn sie Sophie schon nicht zur Außenseiterin machen konnten, war ich zumindest das zweitbeste Opfer.

Ich durchquerte die Eingangshalle und blieb vor den Glastüren stehen, durch die man auf den Schulhof hinaussehen konnte.

Die diversen Cliques und Grüppchen unserer Schule – Supersportler, Kunstfreaks, Intellektuelle, Loser – tummelten sich auf den Rasenflächen und Wegen. Jeder gehörte irgendwo hin, irgendwo dazu, und es hatte eine Zeit gegeben, da wusste ich das auch, sogar sehr genau: auf die lange Holzbank neben dem Hauptweg, auf der Sophie und Emily saßen. Doch mittlerweile fragte ich mich, ob ich überhaupt hinausgehen sollte.

»Wie jedes Jahr hat die Herbstsaison begonnen«, sagte jemand mit künstlich hoher Stimme in meinem Rücken. Gelächter ertönte; als ich mich umdrehte, sah ich ein paar Kerle aus unserer Football-Schulmannschaft, die vor dem Schulsekretariat herumlungerten. Ein großer Typ mit Dreadlocks machte nach, wie ich mich bei dem Jungen aus dem Werbespot einhakte; die anderen schauten grinsend zu. Ich wusste, sie alberten bloß rum, und normalerweise hätte es mich auch nicht weiter gestört. Aber in jenem Moment merkte ich nur, dass ich hochrot im Gesicht wurde. Prompt stieß ich die Tür auf und trat ins Freie.

Zu meiner Rechten befand sich eine lange, niedrige Mauer, auf die ich nun auf der Suche nach einem Platz zum Sitzen – irgendeinem Platz – zulief. Auf der Mauer hockten exakt zwei Leute, und zwar so weit auseinander, dass klar wurde, sie gehörten nicht zusammen. Eine von

beiden war Clarke Reynolds. Der andere Owen Armstrong. Ich setzte mich auf die breite Fläche zwischen ihnen. Es war ja schließlich nicht so, dass ich eine großartige Wahl gehabt hätte, was einen Ort zum Sitzen betraf oder jemanden, mit dem ich die Mittagspause verbringen konnte.

Die Ziegelsteine unter meinen nackten Beinen fühlten sich warm an. Umständlich packte ich das Lunchpaket aus, das meine Mutter mir an diesem Morgen mitgegeben hatte: Putenbrustsandwich, eine Flasche Mineralwasser, eine Nektarine. Ich schraubte den Verschluss von der Wasserflasche und nahm einen großen Schluck. Erst dann riskierte ich einen vorsichtigen Blick in meine Umgebung. Sophie beobachtete mich von der Bank aus. Als unsere Blicke sich trafen, lächelte sie schmal, schüttelte abfällig den Kopf und sah wieder weg.

Wie tief kann man sinken, sagte ihre Stimme in meinem Kopf. Ich schob Stimme und Gedanken beiseite. Ich wollte überhaupt nicht bei ihr sitzen, selbst wenn ich gekannt hätte. Andererseits hätte ich es mir auch nie träumen lassen, mich ausgerechnet zwischen Clarke auf der einen und dem größten Schläger unserer Schule auf der anderen Seite wiederzufinden.

Clarke kannte ich wenigstens oder hatte sie mal gekannt. Über Owen Armstrong hingegen wusste ich bloß das, was man weiß, wenn man jemanden immer bloß von Weitem sieht. Dass er groß und durchtrainiert war, mit breiten Schultern, muskulösen Oberarmen. Dass er grundsätzlich Stiefel mit dicken Gummisohlen trug, wodurch er noch größer wirkte, seine Schritte noch schwerer. Sein kurzes dunkles Haar stand oben auf dem Kopf leicht stachelig ab und ich hatte ihn noch nie ohne sein iPod inklusive Kopfhörer erlebt, die er überall trug, drinnen, draußen, wäh-

rend des Unterrichts, außerhalb des Unterrichts. Ich nahm zwar an, dass er Freunde hatte, bestimmt, hatte ihn aber noch nie mit jemandem reden sehen.

Und dann die Sache mit der Prügelei. Letzten Januar, auf dem Schulparkplatz, bevor es zur ersten Stunde läutete. Ich war gerade aus meinem Auto gestiegen, da sah ich Owen auf dem Weg Richtung Schulgebäude, Rucksack über die Schulter geworfen, die unvermeidlichen Kopfhörer auf den Ohren. Er kam an Ronnie Waterman vorbei, der an seinem Wagen lehnte und mit ein paar Kumpels quatschte. Typen wie Ronnie gibt es an jeder Schule – so eine miese Ratte, die Leuten auf dem Flur ein Bein stellt oder jedes Mal »Eins a, dieser Arsch!« brüllt, wenn ein weibliches Wesen vorbeiläuft. Weil Luke, sein älterer Bruder, das exakte Gegenteil gewesen war – Kapitän der Football-Mannschaft, Schulsprecher, supernett, superbeliebt –, hielt man es so eben mit Ronnie aus und sah ihm einiges nach. Aber Luke hatte im letzten Schuljahr Abi gemacht. Daher war Ronnie jetzt auf sich allein gestellt.

Owen lief so vor sich hin und dachte offensichtlich an nichts Böses, als Ronnie ihm plötzlich etwas zurief. Weil Owen nicht reagierte, stieß Ronnie sich von seinem Wagen ab und marschierte los, um Owen den Weg zu verstellen. Ich war zwar noch ein Stück weit weg, aber nah genug, um mitzukriegen, dass das keine gute Idee war. Ronnie war zwar nicht klein, aber im Gegensatz zu Owen Armstrong, der ihn um einen Kopf überragte, wirkte er wie ein Zwerg, zumal er längst nicht so kompakt gebaut war. Doch das schien Ronnie nicht weiter zu jucken. Wieder sagte er etwas zu Owen. Der warf ihm bloß einen Blick zu, wollte um ihn herumgehen. In dem Moment boxte Ronnie ihn aus heiterem Himmel gegen das Kinn.